

Predigt über Johannes 6,1-15

Siebter Sonntag nach Trinitatis, 26. Juli 2009, Berliner Dom

Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserm Vater und unserem Herrn Jesus Christus. Amen.

5000 Menschen, satt geworden von fünf Gerstenbroten und zwei Fischen – einfach so: ein Massenaufbruch, ein Versorgungsproblem, doch ehe Unruhe oder Panik aufkommen können, ist eine Lösung zur Hand. Man lagert sich auf dem Gras, eine entspannte Atmosphäre entsteht, denn trotz der unübersehbaren Menschenmenge, die da zusammengeströmt ist, hat keiner Angst, er könnte zu kurz kommen. Und es kommt noch besser: So viel bleibt übrig, dass man es einsammeln muss, zwölf Körbe stehen am Ende da, genug, um noch viel mehr hungrige Mägen zu füllen. Regelrecht aus dem Nichts ist diese Fülle plötzlich da, genug für alle, und seien sie noch so viele. Kein Einwand zählt, keine Skepsis wird mehr laut, die überwältigende Menge an Nahrung lässt jeden Zweifel verstummen. Das Problem der Verköstigung von ein paar tausend Menschen – im Handumdrehen gelöst, als wäre es nichts.

Die Organisatoren von Großveranstaltungen dürften vor Neid erblassen. Im nächsten Jahr haben wir hier in Berlin einen großen Kongress von Neutestamentlern zu organisieren, und die für die Verpflegung verantwortliche Kollegin bekommt, wie sie uns gerade gestern Abend erzählte, schon jetzt weiche Knie, wenn sie sich ausmalt, was da alles zu bedenken ist – dabei rechnen wir nur mit etwa 500 Teilnehmern, nicht mit 5000.

Wird in der Erzählung von der wunderbaren Speisung nicht auch etwas dick aufgetragen: Müssen es gleich 5000 Leute sein – hätten es nicht auch ein paar weniger getan? Von fast nichts werden sie satt – ist das nicht

reichlich übertrieben? Es bleiben sogar reichlich Reste übrig – ist der Bogen jetzt nicht restlos überspannt?

Ja, liebe Gemeinde, es ist nicht zu übersehen: Die Geschichte von der wundervollen Speisung ist anstößig. Sie scheint so gar nicht in unsere Welt zu passen, die nach vernünftigen Argumenten und nachprüfbaren Fakten fragt. Und so bereiten Erzählungen wie diese uns aufgeklärten Menschen oft mehr Kopferbrechen als Freude. Wie soll man mit solch eigenwilligen Geschichten umgehen? Soll man trotzig ihre Wahrheit behaupten – nach dem Motto: Es wird schon so gewesen sein, man muss es eben glauben? Der Preis dafür wäre hoch, denn damit würden wir uns in einen Sonderbereich zurückziehen, in dem andere Regeln gelten als „draußen in der Welt“. Christen aber leben mitten *in* der Welt, haben eine Botschaft auszurichten, die die Menschen froh machen und verändern will. Wie passen die Geschichten der außergewöhnlichen Taten Jesu da hinein?

Nicht zufällig sah schon der große Berliner Theologe und Prediger Friedrich Schleiermacher in den Wundergeschichten des Neuen Testaments eine Gefahr für den Glauben. Er brachte das in dem berühmten Satz zum Ausdruck, der im Foyer der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität, wenige Schritte von hier angebracht und auch von außen durch die großen Glasfenster gut zu lesen ist. Der Satz heißt: „Soll der Knoten der Geschichte so auseinandergehen: Das Christentum mit der Barbarei, und die Wissenschaft mit dem Unglauben?“ Schleiermacher sieht sich dem Problem gegenüber, dass die Wunder in der Bibel schwierige Berichte sind, dazu angetan, den Spott der Wissenschaft hervorzurufen. Und er empfiehlt darum, dem Glauben einen eigenen, von der Wissenschaft unabhängigen Bereich zuzuweisen, denn nur so könnten Glaube und Wissen angemessen zueinander ins Verhältnis gesetzt werden.

Lassen wir zunächst dahingestellt, ob uns das überzeugt. Zutreffend gesehen hat Schleiermacher jedenfalls, dass die Wundergeschichten eigentüm-

liche, dabei aber zugleich höchst faszinierende Erzählungen sind, die uns lehren wollen, die Welt mit anderen Augen zu sehen. Diese Geschichten laden dazu ein, Übermaß, Fülle und Großzügigkeit gegen Kleinkrämerei, Nachrechnen und Vergeltung zu stellen. Sie laden dazu ein, unsere Welt nicht als fest gefügt und unveränderlich zu betrachten, sondern auf die überraschende, erneuernde Kraft Gottes zu vertrauen. Darum erzählen die Wundergeschichten des Neuen Testaments von Begebenheiten, die Menschen dadurch verändern, dass ihnen Außergewöhnliches, Unerwartetes widerfährt.

Auch die Episode von der wunderbaren Speisung der 5000 gehört zu diesen Erzählungen, die uns dazu verführen wollen, die Wirklichkeit anders zu betrachten, als wir das gewöhnlich tun. Das Johannesevangelium erzählt diese Geschichte so, dass dabei unterschiedliche Perspektiven zu Wort kommen. Sie werden durch die verschiedenen Personen verkörpert, die wir in ihr antreffen.

Da ist zuerst die Sicht des Realisten. Er sagt: Man muss die Dinge nüchtern betrachten. Keine Luftschlösser bauen, mit denen man doch nur Schiffbruch erleidet, als Tiger springt und als Bettvorleger landet. Der Realist in unserer Geschichte ist Philippus. Philippus sagt: Selbst wenn wir für 200 Denare Brot kaufen würden, könnte das die große Menschenmenge, die hier versammelt ist, nicht satt machen. 200 Denare sind kein Pappentstiel. Für einen durchschnittlichen Arbeiter in Palästina war das ungefähr der halbe Jahreslohn. Philippus behauptet auch gar nicht, dass die Jünger Jesu tatsächlich so viel Geld zur Verfügung hätten. Er gibt vielmehr den Skeptiker: Schaut euch das doch an, wie sollen wir in einer derart aussichtslosen Situation mit unseren wenigen Mitteln Abhilfe schaffen. Nicht einmal für eine kleine Mahlzeit für jeden würde es reichen, selbst wenn wir viel mehr aufwenden würden als wir tatsächlich haben. Keiner würde satt

werden, es ist hoffnungslos, lasst uns die Sache abblasen, ehe es peinlich wird.

In Philippus treffen wir auf den, der sagt: Was können wir schon tun gegen all das Elend in der Welt? Wir können es nun mal nicht ändern, also nehmen wir die Dinge hin, wie sie sind. Es ist zwar ein Skandal, dass Menschen hungern und andere im Überfluss leben, es ist traurig anzusehen, wie lange es dauert, bis nachhaltiges Wirtschaften und Klimaschutz als Ziele anerkannt sind, die für eine gerechte und ökologische Wirtschaftsordnung unverzichtbar sind. Und es ist entmutigend mit anzusehen, wie Engagement und gute Ideen immer wieder im Sumpf von Einzelinteressen und politischem Gerangel versinken. Die Probleme sind so groß, unsere Mittel und Kräfte dagegen gering – wie sollen wir bestehen gegenüber den großen Aufgaben, die zu lösen wären?

Philippus übernimmt den Part der Unsicherheit und Verzagtheit, die wohl jeden von uns von Zeit zu Zeit überfallen, wenn wir die eigenen Möglichkeiten gegen das stellen, was notwendig wäre, um zum Guten zu wenden, was im Argen liegt. Wie sollen wir das schaffen? seufzen wir dann mit Philippus, so viele Menschen, die hungrig und verzweifelt sind, wie sollen wir dagegen ankommen mit unseren bescheidenen Kräften?

Die zweite Perspektive ist die des Andreas. Andreas hat wenigstens eine Idee. Schaut mal, so sagt er, das Kind hier hat fünf Gerstenbrote und zwei Fische. Das ist zumindest etwas, auch wenn keiner ernsthaft behaupten wird, die Menschenmassen könnten davon auch nur annähernd satt werden.

Andreas ist der vorsichtige Optimist. Vielleicht sollten wir es versuchen, auch wenn es eigentlich aussichtslos erscheint. Zwar wird es nicht für alle reichen, aber immerhin einige könnten wir satt machen mit dem, was da ist. Wenig ist immer noch besser als nichts.

Auch in Andreas meldet sich eine Stimme zu Wort, die uns nicht fremd ist. Diese Stimme sagt: Wir können uns nicht einfach zurücklehnen und den Dingen ihren Lauf lassen. Wir haben Verantwortung für unsere Mitmenschen und für die Verhältnisse, in denen wir leben. Es ist zwar oft nicht einfach, gegen die eigene Mutlosigkeit anzukämpfen und darauf zu vertrauen, dass am Ende eines langen Tunnels das Licht wieder scheinen wird, aber es wenigstens zu versuchen, etwas mehr Gerechtigkeit und Hoffnung in die Welt zu tragen, ist allemal besser als die Hände in den Schoß zu legen und nichts zu tun.

Die dritte Perspektive ist die von Jesus selbst. Sie ist es, auf die es in der Geschichte eigentlich ankommt. Philippus und Andreas spielen gewissermaßen Nebenrollen, die dazu dienen, das Wunder Jesu besonders plastisch herauszustreichen. Das wird schon an der Dramaturgie deutlich, die Johannes seiner Erzählung gibt. Jesus weiß schon vorher, wie er das Problem der Verköstigung einer schier unüberschaubaren Menschenmenge lösen wird. Seine Frage an Philippus, wo man Brot kaufen könne, ist darum eine Fangfrage, denn es heißt sogleich: Jesus wollte Philippus damit prüfen, denn was er tun wollte, wusste er längst. Was aber wollte Jesus prüfen? Ob Philippus einen intelligenten Einfall hat, woher man mitten in der Abgeschiedenheit Galiläas Nahrung beschaffen kann? Ob er sich wieder mal als der notorische Nörgler erweisen würde – das wird doch sowieso nichts, schau dir doch nur diese Menschenmassen an? Ob er sich als kluger Krisenmanager entpuppt – das bekommen wir schon hin, ich werde die Leute beruhigen, damit hier keine Panik ausbricht?

Nein, das alles ist es nicht. Was er an Philippus prüfen wollte, wird vielmehr schlagartig deutlich, wenn Jesus selbst die Verteilung der wenigen Vorräte unter den vielen Menschen vornimmt. „Er nahm die Brote, dankte und gab sie denen“ heißt es. Wer hört dabei nicht die Abendmahlsworte im Hintergrund: „Er nahm das Brot, dankte, brach es und gab es seinen Jüngern ...“.

Dieser Anklang ist alles andere als ein Zufall. Er ist vielmehr eine sehr absichtsvolle Anspielung. Vom letzten Abendmahl, das Jesus mit seinen Jüngern in Jerusalem gefeiert hat, fällt plötzlich Licht auf die Szene irgendwo in Galiläa. Nicht erst beim letzten Abendmahl – das im Johannesevangelium ohnehin nicht erzählt wird –, sondern schon hier, bei der Speisung der 5000, scheint plötzlich auf, was Gemeinschaft mit Jesus bedeutet. Sie bedeutet, dass jedem Mangel abgeholfen wird, Menschen gestärkt werden an Leib und Seele und genug da ist für alle.

Im Fortgang wird das noch deutlicher. Die wundersame Speisung mündet im Johannesevangelium in eine große Rede, in der Jesus sich selbst als das „Brot des Lebens“ bezeichnet: „Ich bin das Brot des Lebens. Wer zu mir kommt, den wird nicht hungern, und wer an mich glaubt, den wird nimmermehr dürsten.“ Jesus gibt viel mehr als nur gewöhnliche Speise, von ihm erhalten wir Lebensspeise, die nicht nur den Magen, sondern auch die Seele sättigt. Darum endet die Rede Jesu über das Brot des Lebens mit jenem eigenartigen Abschnitt, in dem er sagt, man müsse sein Fleisch essen und sein Blut trinken, um wahres Leben zu gelangen. Eine harte Rede, das fanden auch die Zuhörer damals. Man versteht sie erst, wenn man bemerkt: Der Evangelist Johannes will hier in vertiefter Weise deuten, was es auf sich hat mit der Speise, die Jesus den Menschen gibt. Es ist die intensive Gemeinschaft mit ihm selbst, die zum wahren Leben führt. Die Stillung des Hungers nach Nahrung für den Leib ist dafür ein äußeres Zeichen. Und so wird die wundersame Speisung tatsächlich zu einem Zeichen für etwas Größeres: dafür, was Jesus uns eigentlich geben will. Darum nennt der Evangelist Johannes die Wunder Jesu auch genau so: Zeichen. Sie sind Zeichen für das wahre Wesen Jesu, in dem uns das Heil Gottes begegnet. Erzählungen wie diejenige von der wundersamen Speisung führen uns darum vor Augen, dass wir Frieden für die Seele und Erfüllung des Lebens finden, wenn wir nicht ängstlich darauf bedacht sind, auf unsere Ko-

sten zu kommen; wenn wir nicht verzagt danach fragen, ob sich denn der Einsatz überhaupt lohnt, sondern vielmehr auf die unermessliche Güte Gottes vertrauen, die zu verändern vermag, was uns aussichtslos erscheint.

Jesu Speisung der 5000 – eine Zeichenhandlung, die darauf verweist, wovon wir leben können. Sie stellt damit auch ein Gegenmodell dar zu einer aus dem Ruder gelaufenen Sozial- und Wirtschaftsordnung. Gerechtes Teilen des Vorhandenen, Vertrauen auf die verändernde Kraft der Barmherzigkeit, Ausrichtung auf das, was Menschen heil macht an Leib und Seele – das ist das Ethos, das die Erzählung von der Speisung der 5000 einbringt in eine Situation, in der wenige mit hohem Risiko große Gewinne erzielen wollten und Kapitalmaximierung dem Gemeinwohl übergeordnet wurde. Nicht ein Kurieren der Symptome, sondern eine andere Sicht auf Verteilung, auf Gemeinschaft und auf Lebensziele ist es, zu der uns Jesu Speisung der 5000 aufruft.

Und dann gibt es noch eine Perspektive in der Erzählung. Das ist die Perspektive des Volkes. Am Beginn versammeln sich die Volksmengen um Jesus. Sie erwarten Großes von ihm, wissen, dass er schon erstaunliche Dinge getan hat, und hoffen, er werde auch ihre Bedürfnisse stillen. Am Ende kommt das Volk dann noch einmal vor. Nunmehr erkennt es in Jesus einen Propheten und will ihn zum König machen. Das aber ist es nicht, was Jesus mit seiner Zeichenhandlung beabsichtigt hatte. Darum belehrt er sie über die „wahre Speise“, die kein anderer zu geben vermag. Das Volk nimmt in der Erzählung die Rolle derer ein, die sich schnell begeistern lassen und doch erst der Belehrung über den tieferen Sinn dessen bedürfen, was es in Wahrheit mit Jesus auf sich hat.

Die Erzählung von der Speisung der 5000 im Johannesevangelium ist eine Geschichte mit vielen Perspektiven: Philippus, der skeptische Realist, Andreas, der vorsichtige Optimist, Jesus, der in einer Zeichenhandlung auf sich selbst als das Brot des Lebens verweist, und das Volk, das die er-

staunliche Sättigung zunächst nur auf der Oberfläche versteht. Lesen wir die Erzählung so, dann erscheint sie plötzlich gar nicht mehr wie eine merkwürdige Wundergeschichte aus vormoderner Zeit, mit der wir aufgeklärten Zeitgenossen nichts mehr anfangen können. Es ist dann auch nicht notwendig, mit Schleiermacher zu befürchten, Christentum und Wissenschaft würden mit Barbarei und Unglauben auseinandergehen. Vielmehr zeigt uns die Erzählung einen Weg, auf unsere Welt zu schauen, der überaus heilsam ist. Einen Weg, der nicht die von uns Menschen geschaffenen Strukturen für unveränderliche Gesetze hält, denen man sich nun einmal fügen müsse, sondern der offen ist für Veränderung, Hoffnung und Umkehr. Wir brauchen diesen Weg, gerade heute, gerade im Jahr 2009, in der Gerechtigkeit, Teilhabe und Heil für alle Menschen neu ins Bewusstsein gerufen werden müssen, weil die Gewinnmaximierung weniger auf Kosten der Lebensperspektiven vieler den Horizont verdunkelt hat.

Sagen wir nicht: Es reicht sowieso nicht für alle und außerdem ist es ohnehin zu spät. Vertrauen wir vielmehr darauf, dass noch Zeit ist, den Reichtum der Gnade Gottes zum Maßstab unseres Handelns zu machen. Die Zuwendung Jesu, der selbst das Brot des Lebens ist, gibt uns dafür Mut und Zuversicht. Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.